



Von links nach rechts: Eine Zeitungsfrau 1970, Aus-schau nach Thunfischen in der Bucht von Bakar und eine Benzin-Raffinerie, 1967 Fotos: Staatliche Museen zu Berlin, Kunstbibliothek/ Ludwig Windstosser

## Die Fotografien von Ludwig Windstosser

# Großstadt, Landschaft und Industrie

Text **Tanja Scheffler**

Mit rund 200 Aufnahmen gibt das Museum für Fotografie in Berlin einen ersten Einblick in den umfangreichen, in der Sammlung Fotografie der Kunstbibliothek der Staatlichen Museen zu Berlin liegenden Nachlass des Stuttgarter Industriefotografen Ludwig Windstosser (1921–1983). Dabei liegt der Schwerpunkt der Ausstellung – neben künstlerisch angelegten freien Arbeiten – auf seinen Firmen- und Großstadtporträts.

Die Präsentation beginnt mit einer nachgestellten Archivsituation: In mehreren Regalen wird das persönliche Ablagesystem des Fotografen, seine Abzüge in mit Schablonen beschrifteten Agfa-Fotokartons aufzubewahren, vorgestellt. Dabei zeigen die vielen Firmen- und Städtenamen sein breites Wirken, das Design und die Farbgebung der Kartons den damaligen Zeitgeist. Windstossers Karriere begann unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg. Nach einer Mechaniker-Ausbildung und dem Kriegsdienst absolvierte er 1946–47 eine Fotografen-Lehre bei Adolf Lazi in Stuttgart. Danach war er freiberuflich tätig, als Architektur- und Landschafts-, vor allem jedoch Industriefotograf für mehr als 150

meist westdeutsche Firmen: von der Montan-industrie über Pharmahersteller bis zur Textilbranche.

Als Gründungsmitglied der Avantgarde-Gruppe „fotoform“ (ab 1949) war Windstosser von den künstlerisch-experimentellen Tendenzen der 1920er Jahre, der Neuen Sachlichkeit und dem Neuen Sehen, geprägt und entwickelte daraus eine Bildsprache, die auch in der Industriefotografie mit steilen Perspektiven, abstrakten Strukturen und ungewöhnlichen Bildausschnitten einen ganz eigenen fotografischen Blick herausstellt. Zu seinen ersten Auftraggebern gehörten die Papierfabrik Scheufelen und der Stahlrohrproduzent Mannesmann. Seine zahlreichen Fotoaufnahmen aus dem Steinkohlebergbau im Ruhrgebiet zeigen die harte Arbeit unter Tage, setzen gleichzeitig aber auch die ins Visier genommenen Zechen und Fördertürme durch dynamische Blickwinkel und starke Kontraste als architektonische Symbole des industriellen Aufschwungs in Szene. Bei vielen seiner Auftragsarbeiten im Bereich der Werbung und Dokumentation porträtierte er den gesamten Betriebsablauf des jeweiligen Unternehmens in umfangreichen Bilderserien: durch eine sachliche und gleichzei-

tig auch atmosphärisch dichte Darstellung der komplexen Produktionsvorgänge und dabei hergestellten Erzeugnisse.

Parallel dazu illustrierte Windstosser mehr als zwanzig Bildbände, häufig mit spannungreichen Gegenüberstellungen von Stadt und Landschaft. Einige sind – wie der 1972 entstandene Band „Berlin: teils teils“ – mittlerweile auch als Zeitdokument interessant. Ein besonderes Highlight sind die Aufnahmen seines eigenen Privathauses, 1959 an der Neuen Weinsteige 80 in Stuttgart fertig gestellt. Windstosser war sehr früh so erfolgreich, dass er sich von seinem Freund, dem Architekten Max Bächer, ein repräsentatives, in den Steilhang hineingeschobenes Gebäude entwerfen lassen konnte, das man – die Fotoaufnahmen von Julius Shulmann lassen grüßen – eigentlich eher in den USA verorten würde.

**Ludwig Windstosser. Fotografie der Nachkriegsmoderne**  
Museum für Fotografie, Jebensstraße 2, 10623 Berlin  
www.smb.museum.de  
Bis 23. Februar  
Zur Ausstellung gibt es ein Begleitband

# Kiezkollegen

## 24. Berliner Gespräch des BDA

Text **Olaf Bartels**

Einmal im Jahr lädt der Bund Deutscher Architekten seine Mitglieder und Gäste zum Berliner Gespräch ein – ein kleines Weihnachtsgeschenk, eine Auszeit vom Alltagsgeschäft, vom Kleinklein der Baupraxis. Es geht in diesen Gesprächen um grundsätzliche Fragen des Lebens und des Bauens, der Stadt und ihrer Gesellschaft. Die Chance der kleinen Flucht aus den Niederungen des Alltags auf die intellektuelle Metaebene der Stadtdiskussion haben in diesem Jahr viele genutzt. Das DAZ platze förmlich aus allen Nähten und Jens Dangschat, einer der Referenten, mutmaßte daraufhin, dass dieser Zuspruch aus einer allgemeinen Unzufriedenheit heraus entstehen müsse, denn wenn alles in Ordnung sei suche man nicht die Öffentlichkeit.

Um Öffentlichkeit sollte es an diesem Tag gehen: Um das Quartier – größer als die Wohnung, aber kleiner als die Stadt – um das Viertel, die Nachbarschaft. Aber was ist das eigentlich? Olaf Schnur, Geograf und Senior Researcher beim vhw Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung, leitete die Tagung mit dem Versuch einer Begriffsbestimmung ein. Dass eine Nachbarschaft an der nächsten Wohnungs- oder Haustür beginnt, dürfte allgemein bekannt sein, aber wo hört sie auf? An der nächsten Straßenecke? Zwei Straßen weiter? Was oder wer gehört dazu? Wird diese Gemeinschaft baulich bestimmt oder durch ein Gefüge von sozialen Kontakten definiert? Schnur warf damit nicht weniger als eine Grundsatzfrage auf: Was ist die Stadt? Eine Struktur sozialer Vernetzung oder ein baulich-räumliches Gefüge? Sind es Häuser oder Menschen, die eine Stadt ausmachen?

Man braucht nicht lange, um zu der Erkenntnis zu gelangen, dass beide Raumformen die Stadt bestimmen. Der soziale Raum bezeichnet gewiss etwas anderes als der architektonische Raum, aber schließlich können nur beide Begriffe gemeinsam das Phänomen Stadt erklären. Das unter Architekten und Stadtplanern geläufige Verständnis des Raumes als Gefäß oder Container wird so um die Vorstellung des sozialen Raums erweitert. Ein „entweder oder“ dieser

beiden Begriffe ist hier sicher nicht hilfreich, ein „sowohl als auch“ dagegen schon, stellte Olaf Schnur fest. Der Soziologe Jens Dangschat untermauerte diese Aussage, in dem er von notwendigen Mauern und Zäunen sprach, die mit Fenstern und Türen zwischen Privatheit und Öffentlichkeit vermitteln. Schließlich bräuchten die Menschen in der Stadt nicht nur die Gemeinschaft, sondern auch den Rückzugsort. Genau so bräuchte es im öffentlichen Raum Nischen, Tribünen und Arenen, also bauliche Raumelemente, die sich die Menschen aneignen können.

Hier überschneiden sich die Ideen des sozialen und des architektonischen Raums und hier wird es für Architekten und Planer interessant. Was können physische Räume ermöglichen, was verhindern sie? Plastisch schilderte Dangschat seinen eigenen Alltag in Wien. Er wäre auch nicht immer gerne im Dauerkontakt mit allen seinen Nachbarn, sondern bestimme welchen Kontakt er vertieft und welchen Einblick er in sein Leben gewährt – nicht nur elektronisch, sondern auch rein physisch. Dafür spielt die bauliche Realität der Stadt eine wichtige Rolle. Dass diese Rolle durchaus different sein kann, machten die weiteren Referate des Tages deutlich.

In dem weitläufig, hoch und trotz des Planungs-ideals „Urbanität durch Dichte“ mit viel Freiraum erbauten Bremer Stadtteil Tenever aus den 1970-er Jahren stellt sich die Aneignung durch ihre Bewohner anders dar, als im Hamburger Gängeviertel. Joachim Barloschky beschrieb unter Verweis auf Perikles: „Wer keinen Anteil nimmt an den Dingen der Stadt ist nicht ein stiller Bürger, sondern ein schlechter“. Hier ging es um die Selbstbestimmung der Tenever-Bewohner über ihr Quartier und ihren Einfluss auf dessen Eigentumsstruktur sowie der bauliche Realität. Schließlich erreichten sie eine Rekommunalisierung der Siedlung und wirkten an der Nachverdichtung nach einem Teilabriss mit. Erfolgreich war man in Tenver letztendlich, weil es gelang, das Engagement von unten aus dem Quartier und von Oben aus der Stadtregierung zu koordinieren, was schließlich in einer Selbstverfügung über 300.000 Euro im Jahr für Belange im Quartier mündete.

Im Hamburger Gängeviertel kam es zu einer ähnlichen Korrelation als der Senat das besetzte Quartier von einem erfolglosen Investor zurückkaufte. Hier ging es den Aktivisten aber direkt um die Bausubstanz, die Lage in der Stadt und die Struktur, die in Teilen noch aus dem Mittelalter, vor allem aber aus dem späten 19. Jahrhundert erhalten ist und in deren Vielfalt und Kleinteiligkeit die Besetzer und heutigen Bewohner ihre Lebensvorstellungen besonders gut umsetzbar erschienen.

*Um Klassen besser – zu machen!*

Die nächsten Termine:

- **Stuttgart**  
19. - 20. Februar 2020
- **Düsseldorf**  
23. April 2020 SCHULBAU kompakt

Die SCHULBAU - Internationaler Salon und Messe für den Bildungsbau ist die europaweit einzige Messe, die sich mit dem konkreten Investitionsvolumen für Schule, Kita und Campus befasst. Derzeit stehen bundesweit mehr als 40 Milliarden Euro zur Verfügung, die bis zum Jahr 2030 ausgegeben werden müssen.

DER GESAMTE MARKT AN EINEM PLATZ  
Treffen Sie die wichtigsten Akteure aus dem Bereich Schulbau: Architekten und Fachplaner, Schulleitungen, Behörden- und Institutionsvertreter, Investoren und Bauunternehmungen sowie die Aussteller mit ihren aktuellen Produktinnovationen.

Werden auch Sie Teil unserer SCHULBAU-Familie, und profitieren Sie von außerordentlichen beruflichen Ideen und weiterführenden Kontakten.



Mehr Infos auf [www.schulbau-messe.de](http://www.schulbau-messe.de)



Auch als Magazin erhältlich.